Christiane Holm / Günter Oesterle

Andacht und Andenken

Zum Verhältnis zweier Kulturpraktiken um 1800[1]

Die unübersehbare Konjunktur des dinglichen Andenkens in der materialen Kultur des 19. Jahrhunderts gilt einhellig als ein Epochenphänomen, das so tief im Alltäglichen verhaftet ist, dass es nicht diskursfähig geworden zu sein scheint. Dieses Bild muss von literaturgeschichtlicher Seite korrigiert werden: So notieren Erzähltexte seit Ende des 18. Jahrhunderts nicht nur seismographisch das sich ständig erweiternde Andenken-Spektrum von unansehnlichen Fundstücken (Mörike) über kunsthandwerkliche Einzelanfertigungen (Goethe) zu maschinellen Massenfertigungen (Hebel), sondern sie widmen sich zudem seiner ästhetischen und erinnerungstheoretischen Reflexion.

Der Beginn der literarischen Karriere des Andenkens lässt sich in der empfindsamen Literatur ausmachen. Dort finden sich auch Hinweise auf die Genese des Alltagsphänomens, die auf eine besondere Beziehung von Andacht und Andenken deuten. Im Folgenden soll die historische Konstellation der beiden Kulturpraktiken Andacht und Andenken skizziert werden. Den Ausgangspunkt bildet die begriffsgeschichtlich bezeugte Verbindung von Andacht und Andenken. Danach soll diese Beziehung mediengeschichtlich, erinnerungstheoretisch und ästhetisch erhellt werden.

Andenken und Andacht sind wort- und begriffsgeschichtlich eng aufeinander bezogen. Beide leiten sich von dem mittelhochdeutschen »andāht« ab und wurden durch den Sprachgebrauch der Mystiker als konzentrierte und affektiv grundierte Hinwendung auf religiöse Inhalte bestimmt. Seit der Frühen Neuzeit wird die Verbalform »Andenken« zugleich für außerreligiöse Zusammenhänge verwendet, die sich meist auf Personen oder Ereignisse beziehen, was sich zunehmend durchsetzt. Dennoch kann man noch

1 Die Grundthesen dieses Aufsatzes wurden von uns im Rahmen zweier Vorträge erarbeitet und zur Diskussion gestellt. Unser Dank gilt daher den Teilnehmerinnen und Teilnehmern des interdisziplinären Symposions »Andacht und Andenken. Zur Genese moderner Erinnerungsformen aus religiösen Kulturpraktiken« (Halle an der Saale, 19.–20. Februar 2004), das das Gießener SFB-Teilprojekt »Andenken und Eingedenken« gemeinsam mit dem Interdisziplinären Zentrum für Pietismusforschung der Martin-Luther-Universität Halle Wittenberg veranstaltete. Wir danken außerdem den Theologen und Theologinnen des »Arbeitskreises Aufklärung und Theologie«, die den Beitrag auf ihrer Jahrestagung (Wittenberg, 17.–20. November 2004) aus der spezifischen Perspektive ihres Faches diskutierten.

im 18. Jahrhundert nicht von einer klaren Trennung in religiöse Andacht und profanes Andenken sprechen, vielmehr wird in den Lexika beim Eintrag Andenken immer noch der wort- und begriffsgeschichtliche Bezug zur Andacht betont. Es bleibt auch später präsent, dass Andenken als Akt der aufmerksamen Hinwendung zu Gott in der Andacht, der dadurch »erzeugten Stimmung des Gemüthes«,[2] verankert ist, auch wenn diese Bedeutung zunehmend verblasst.

Eine entscheidende Zäsur lässt sich jedoch bereits Ende des 18. Jahrhunderts ausmachen, wenn eine zweite Bedeutungsebene eingezogen wird: Nun nämlich meint »Andenken« nicht mehr allein den mentalen Vorgang, sondern zudem und vor allem das »Mittel der Erinnerung«, das man »einem [...] hinterlassen« kann.[3] Die Verdinglichung des Andenkens führt darüber hinaus im Verlauf des 19. Jahrhunderts dazu, dass es als »Mittel zur Erinnerung an eine Person, einen Tag, eine Begebenheit«[4] gefasst wird. Der Akt des Andenkens verschiebt sich auf den »zum andenken geschenkten gegenstand«.[5] Es meint nicht nur die Praxis des Andenkens, sondern das dingliche Medium des Andenkens, kurz: das Andenken im Sinne des heutigen Sprachgebrauchs. Diese begriffliche Neubestimmung fällt zeitlich zusammen mit dem eingangs genannten Befund, dass sich in der Sachkultur eine enorme Konjunktur exklusiver wie seriell gefertigter Andenken dingfest machen lässt.

1. Medium und Stimmung

Eine Geschichte der Andacht lässt sich auch als Mediengeschichte schreiben. In der folgenden Skizze kann das heterogene Spektrum nicht annähernd beleuchtet werden, sondern lediglich die Leitmedien von taktilem Objekt, Bild und Wort sowie die mit ihnen verbundenen Wahrnehmungsvorgaben von Berühren, Sehen und Lesen bzw. Singen voneinander abgehoben werden. Mit ihrer Entwicklung als eigenständige religiöse Praxis im Mittelalter liegen die medialen Präferenzen der Andacht zunächst auf dem haptischen Objekt, das sich über die Berührung erschließt. Die beiden prominentesten Beispiele sind Reliquien und der im 12. Jahrhundert eingeführte Rosenkranz, in den individuell Wallfahrtsandenken und andere Dinge eingearbei-

2 Bilder-Conversations-Lexikon für das deutsche Volk. Ein Handbuch zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse und zur Unterhaltung. In vier Bänden, Leipzig 1837, Bd. 1, S. 79.

3 *Johann Christoph Adelung*, Versuch eines vollständigen grammatisch-kritischen Wörterbuches der hochdeutschen Mundart, mit vollständiger Vergleichung der übrigen Mundarten, Leipzig 1774, Sp. 234.

4 Universal-Lexikon der Gegenwart und Vergangenheit oder neuestes encyclopädisches Wörterbuch der Wissenschaften, Künste und Gewerbe, hg. von *H. A. Pierer*, Altenburg 1840, Bd. 1, S. 62.

5 *Jacob Grimm / Wilhelm Grimm*, Deutsches Wörterbuch, Leipzig 1854, Bd. 1, Sp. 305.

tet werden konnten.[6] Diese Orientierung auf das Taktile[7] verschiebt sich im Spätmittelalter zum Bildmedium. Das lässt sich eindrucksvoll an den Veränderungen der Reliquiare ablesen, deren gewandelte Funktion nun darin besteht, die enthaltenen Reliquien zu visualisieren und zugleich vor dem Zugriff zu schützen.[8] Zeitgleich setzt die Entwicklung des Andachtsbildes ein,[9] das nicht nur in Form von exklusiven Auftragsarbeiten sondern zugleich dank drucktechnischer Neuerungen auch in Form von seriell gefertigten kolorierten Holzschnitten breiten Einzug in die Wohnbereiche hält.[10] Eine tiefgreifende Zäsur in der Mediengeschichte der Andacht lässt sich in der Reformation ausmachen, in der dingliche und bildliche Formen diskreditiert werden zugunsten des Wortes in Lektüre und Gesang. Die protestantischen Andachtsformen etablieren sich im 17. Jahrhundert vor allem in den Hausandachten, wie die Publikationsflut an Andachtsunterweisungen und Liedsammlungen dokumentiert.[11] Seitdem ist auch das Interesse an dinglichen Andachtsmedien, die keinesfalls völlig verschwinden, als ein schriftgeleitetes zu begreifen. Das zeigt sich ebenso deutlich an den kasuell konzipierten Andachtsübungen, in denen auch Alltagsdinge wie Zündhölzer und Taschenuhren eingesetzt werden können, »not as object but as help«[12] wie es in der wirkungsmächtigen Gattungsinnovation der »Occasional Meditations« von Joseph Hall heißt.[13] Als die frühaufklärerischen physikotheologisch inspirierten Andachtsübungen den gesamten Kosmos der Schöpfung, das »Buch

6 *Walter Hartinger*, Religion und Brauch, Darmstadt 1992, S. 125f.

7 *Peter Dinzelbacher*, Die »Realpräsenz« der Heiligen in ihren Reliquiaren und Gräbern nach mittelalterlichen Quellen, in: *Ders. / Dieter R. Bauer*, Heiligenverehrung in Geschichte und Gegenwart, Ostfildern 1990, S. 115–174; *Renate Kroos*, Vom Umgang mit Reliquien, in: Ornamenta Ecclesiae, Ausstellungskatalog des Schnütgen-Museums, Köln 1985, Bd. 3, S. 25–49.

8 *Anton Legner*, Reliquien in Kunst und Kult zwischen Antike und Aufklärung, Darmstadt 1995.

9 *Sabine Heiser*, Das Frühwerk Lucas Cranachs des Älteren. Wien um 1500 – Dresden um 1900, Berlin 2002, S. 89–93.

10 *Manuela Beer / Ulrich Rehm* (Hg.), Das kleine Andachtsbild. Graphik vom 16. bis zum 20. Jahrhundert, Auswahlkatalog des Museums Schnütgen, Hildesheim 2003. Auf die bildgeschichtliche Überschneidung von Ablass- und Andachtsgraphik hat Sabine Heiser in ihrem Vortrag »Abstraktionen des Sakralen: Das ›Wittenberger Heiltumbuch‹ von 1509« hingewiesen, den sie im Rahmen des oben genannten interdisziplinären Symposions »Andacht und Andenken« gehalten hat.

11 *Wolfgang Ratzmann*, Der kleine Gottesdienst im Alltag. Theorie und Praxis evangelischer Andacht, Leipzig 1999, S. 36–64.

12 Mit diesen Worten wird in die – in wahrnehmungstheoretischer Hinsicht programmatische – Meditation »upon a Pair of Spectables« eingeführt. *Joseph Hall*, Occasional Meditations, London 1633, CIIII.

13 *Udo Sträter*, Sonthom, Bayly, Dyke und Hall: Studien zur Rezeption der englischen Erbauungsliteratur in Deutschland im 17. Jahrhundert, Tübingen 1987. Vgl. dazu auch seinen Vortrag »Formen der Andacht in Joseph Halls ›Occasional Meditations‹ und Christian Scrivers ›Gottholds zufällige Andachten‹« anlässlich des oben genannten interdisziplinären Symposions »Andacht und Andenken«.

der Natur«, als Objekt entdecken,[14] werden selbst die periphersten und winzigsten Dinge in ihrer Verweisfunktion auf die große dahinter liegende Ordnung begriffen.[15] Parallel zu dieser Ausweitung potenzieller Andachtsobjekte im Zeichen des Buchstabens ist die gegenteilige Bewegung, der völlige Verzicht auf Medien, zu beobachten. Der Andächtige vergisst in der Andacht Welt und Dinge. Der Andächtige »entäußert sich seiner eigenen Subjektivität und verliert dadurch seine äußerliche Gestalt«.[16] Bezeichnenderweise wird weniger der soziale Rahmen der Hausandacht als die Einsamkeit angeraten, um durch räumliche Abschottung der Störanfälligkeit der Andacht zu begegnen.[17] Entsprechend werden schon im 18. Jahrhundert die Situationen der Andacht stärker als deren konkrete Hilfsmittel thematisiert. Kant definiert die Andacht als »Stimmung des Gemüts zur Empfänglichkeit

14 *Hans-Georg Kemper*, Deutsche Lyrik der frühen Neuzeit, Bd. 5/II, Frühaufklärung, Tübingen 1991, S. 47–52.

15 Das heißt nicht, dass die haptischen Qualitäten der protestantischen Andachtsobjekte völlig ausgeblendet würden, so kommt etwa dem Bibel-Buch als generationsübergreifendem Bezugsobjekt in der Gestaltung der Hausandachten durchaus eine handgreiflich-affektive Bedeutung zu. Auffällig sind in diesem Zusammenhang die protestantischen Buchreliquien, die sich nach Bibliotheksbränden als unzerstörbar erwiesen hatten. Als ein Beispiel dafür kann die Geschichte des verkohlten Exemplares der Werke von Johann Arndt aus der Kunst- und Naturalienkammer der Franckeschen Stiftungen (Nr. 1. und 1.6) gelten. Siehe dazu: *Oliver Pfefferkorn*, Das in Feuer und Wasser erhaltene ›Paradiesgärtlein‹. Wunderberichte um Johann Arndts Schriften, in: *Brigitte Klosterberg / Christian Soboth* (Hg.), Praxis Pietatis. Erbauungsliteratur aus der Bibliothek der Franckeschen Stiftungen, Halle 2001, S. 11–19 (Abbildung: S. 10). Christian Senkel konnte vergleichbare Fälle von protestantischen Buchreliquien verstärkt um 1700 nachweisen und an die zeitgleich auftretenden »komplexen Zeichenprozesse« der Andacht rückbinden. Dazu sein Vortrag »Andacht als Kultur. Zur Umformung evangelischer Gesangbücher um 1700« beim oben genannten interdisziplinären Symposion »Andacht und Andenken«.

16 *Georg Wilhelm Friedrich Hegel*, Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften im Grundrisse (1830), in: *Ders.*, Hauptwerke in sechs Bänden, Bd. 6, Hamburg 1999.

17 Siehe dazu die neuesten Forschungsergebnisse zum Verhältnis von Andacht und Alltag im 18. Jahrhundert von Christian Soboth, die er in drei Vorträgen zur Diskussion stellte: »Der Sitz der Andacht im Alltag. Christian Fürchtegott Gellerts Schrift ›Von der Vortrefflichkeit und Würde der Andacht‹ von 1757« (Symposion »Andacht und Andenken«, s.o.), »Andacht – Gottesdienstliche Form und literarische Gattung im 18. Jahrhundert« (Tagung »Literatur und Theologie im 18. Jahrhundert« des Interdisziplinären Zentrums für die Erforschung der Europäischen Aufklärung und des Interdisziplinären Zentrums für Pietismusforschung der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg in Verbindung mit dem Institut für Deutsche Philologie der LMU München, Halle an der Saale, 03. 06. 2004–06. 06. 2004), »Andacht – Stationen im 18. Jahrhundert« (Jahrestagung des Arbeitskreises »Religion und Aufklärung«, s.o.). Die Ergebnisse werden veröffentlicht in »Andacht – Gottesdienstliche Form und literarische Gattung im 18. Jahrhundert«, in: *Ders.* u.a. (Hg.), Literatur und Theologie im 18. Jahrhundert, Tübingen 2005 (Drucklegung in Vorbereitung). Soboth betont besonders den Akt der mentalen und situativen Vorbereitung zur Andacht in der Unterweisungsliteratur innerhalb des zunehmend zeitökonomisch strukturierten (Arbeits-)Alltags, die Aufmerksamkeit als Wahrnehmungsdisposition gegen die Zerstreuung sowie die Verschiebung vom geselligen Haus zum einsamen Stübchen.

Gott ergebener Gesinnungen«.[18] Das Wortfeld von Stimmung, Einstimmung und Gestimmtheit geht in seiner räumlich-atmosphärischen und seiner akustisch-stimmlichen Konnotation in die Beschreibungen der Andacht ein. Dafür kann erneut eine Beobachtung Hegels herangezogen werden. In scharfzüngiger Überzeichnung beschreibt er die Andacht als: »das gestaltlose Sausen des Glockengeläutes oder eine warme Nebelerfüllung, ein musikalisches Denken, das nicht zum Begriffe, der die einzige immanente gegenständliche Weise wäre, kommt.«[19] An dieser musikalischen Referenz von Andacht und Stimmung wird deutlich, dass den Dingen in dieser Andachtskonzeption kein Platz mehr eingeräumt werden kann.

Festzuhalten ist: In der Geschichte der protestantischen Andacht lässt sich also seit dem Ende des 17. Jahrhunderts eine gegenläufige Bewegung beobachten. Auf der einen Seite führt die physikotheologische Aufladung der »Occasional Meditations« zu einer Ausweitung und Ausdifferenzierung der Aufmerksamkeit auch auf periphere Dinge der Natur als Anlass einer Meditation, auf der anderen lässt sich eine zunehmende Ausräumung von Dingen zugunsten einer Stimmung feststellen. Die Tatsache, dass beide Phänomene, das Andenken als dinglich ausgerichtete Erinnerung und die Stimmung als ein nicht auf einen Gegenstand gerichtetes Sich-Befinden, begriffsgeschichtlich gleichzeitig, nämlich um die Sattelzeit des 18. Jahrhunderts, Karriere machen, lässt die Möglichkeit eines Bündnisses zwischen dinglichem Andenken und Stimmung als eine neuartige Form der Erinnerung zu. Dieses Bündnis ist aus vier Gründen naheliegend.

Erstens gehen beide – einerseits physikotheologisch, andererseits pantheistisch inspiriert – auf antik-christliche Konzepte von Weltharmonie zurück.[20] Zweitens beziehen beide Begriffe, Stimmung und Andenken, ihre neuartige Eigentümlichkeit daraus, dass sie eine subjektive und eine objektive Seite der Erfahrung verkörpern. »Stimmungen sind nicht bloß Weisen des psychischen Innenlebens, sondern auch Atmosphären, die uns umgeben.«[21] Der Übergang von kognitivem Andenken an Personen zu dinglich bezogenem Andenken ist ja gerade durch diese Mischung von subjektiver und objektiver haptisch nachprüfbarer Erinnerung ausgezeichnet. Drittens beziehen Stimmung und dingliches Andenken ihre neuartige Qualität aus

18 *Immanuel Kant*, Die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft (1793), in: *Ders.*, Werke, hg. v. *Wilhelm Weischedel*, Bd. 7, Darmstadt 1968, S. 841. Die Definition wurde auch in der Allgemeinen Encyklopädie der Wissenschaften und Künste, hg. von *J. S. Ersch* und *J. G. Gruber*, Leipzig 1818, übernommen.

19 *Georg Wilhelm Friedrich Hegel*, Phänomenologie des Geistes (1807), in: *Ders.*, Werke, hg. v. *Eva Moldenhauer*, Bd. 3, Frankfurt a. M. 1986, S. 168.

20 *Leo Spitzer*, Classical and Christian Ideas of World Harmony. Prolegomena to an Integration of the Word ›Stimmung‹ (1944/1945), hg. v. *A. Granville Hatscher*, Baltimore 1963, S. 5.

21 *David E. Wellbery*, Art. Stimmung, in: Ästhetische Grundbegriffe. Historisches Wörterbuch in sieben Bänden, hg. v. *Karlheinz Bark* u.a., Bd. 5, Stuttgart 2003, S. 703–733, hier S. 705.

der Aufmerksamkeit auf Nuancen. »Man kann von einer Herbststimmung sprechen und damit die ›laue Luft‹, den ›blassen Schimmer‹ der nassen Dächer, das ›Röcheln des Regenwassers in den Rinnen‹, ›das bange Ziehen der kleinen Wolken durch das Gras meinen‹«.[22] Der narrative Kern eines Andenkens speichert gleichsam die Lage, die Situation, die Geste, den Blick der *ursprünglichen* Situation, die Gründungsszene, in der das Ding, ob als Gabe oder als Überbleibsel, zum Erinnerungsmedium wurde. Aus den drei vorgenannten Bestimmungsmomenten ergibt sich viertens für Andenken und Stimmung eine integrative Funktion: Beide entstehen und erhalten sich aus einem Zusammenspiel von Elementen, die Stimmung aus Nuancen von Eindrücken, das Andenken aus Nuancen von Gesten.

In der Romantik lässt sich das Zusammenspiel von stimmungsvoller Andacht und Andenken im schwebenden Medium der Landschaft ausmachen. Ein Textausschnitt aus Clemens Brentanos »Die Chronika des fahrenden Schülers« (1818) kann beispielhaft verdeutlichen, wie aus geistlich poetischen Exerzitien ein Roman des Andenkens entsteht, in dem äußere Landschaft und Seelenlandschaft einerseits und das Andenken an eine verstorbene Person und ihre »frommen Gaben« andererseits miteinander verwoben werden. Während des Begräbnisses ihres Vaters im nahen Kloster steigt die Erzählerin »auf den höchsten Turm des Schlosses«, um im Gefühl des zukünftig schmerzlichen Alleinsein etwas zu empfinden, »das – wie sie sagt – ich vorher nie empfunden hatte«.[23] Sie sieht »wie die Geistlichen Herren von dem Kloster aus dem Wald in ihren weisen Kleidern heraus traten und wie sie meinen guten Vater in dem Sarge aus der Hütte heraustrugen. [...] Es war Abend und still, die Sonne gieng unter, im Thal war es schon dunkel, nur über unsrer Hütte und dem Walde lag noch der helle Schein. Da dacht ich wohl, wie mein Vater [...] des Menschen Leben mit der Wallfahrt verglichen hatte, und wie er zu mir gesagt hatte: ›der geht gern von der Wallfahrt nach Hause, der seinen Kindern eine *fromme Gabe* mitbringen konnte‹ – und als ich gedachte, wie er so ruhig und freundlich gestorben war, da warf ich auch einen Blick zurück auf die Heiligtümer, die er mir zurückgelassen hatte, – ich wiederholte in mir *sein Andenken* [...] und die sanfte fromme Unterweisung, die er immer Gegeben hatte, sah lang in mein Herz zurück, und fühlte mich ruhig und mild.«[24]

Die seit der zweiten Hälfte des 18. und im 19. Jahrhundert sich steigernde Konjunktur und Faszination von dinglichem Andenken und Stimmung im Alltag und im ästhetisch-künstlerischen Bereich dürfte in der suggestiven, reflexiv-präreflexiven, subjektiv-objektiven Doppelausrichtung zu finden

22 *Rainer Maria Rilke*, Herbststimmung (1895), in: *Ders.*, Sämtliche Werke, hg. v. Rilke-Archiv, Bd. 1, Frankfurt a. M. 1956, S. 35. Zit. nach: *Wellbery*, Stimmung, S. 705.

23 *Clemens Brentano*, Die Chronika eines fahrenden Schülers, in: *Ders.*, Werke, hg. v. *Wolfgang Frühwald / Friedhelm Kemp*, Bd. 2, München ³1980, S. 538–539.

24 Ebd. [Hervorhebung Ch. H. / G. Oe.].

sein. Das Bündnis von Andenken und Stimmung als Spätformen von Andacht lag nahe, da sie beide erinnernd eine neuartige integrative Leistung vollbrachten: »die Stimmung gegenüber den Gegenständen und ihren Eigenschaften«,[25] das Andenken hingegen im Bereich der Soziabilität, der Gesten, der Blicke, der Berührung.

2. Exkurs: Kritik der These »Das Andenken ist die säkularisierte Reliquie«[26]

Aus mediengeschichtlicher Perspektive wurde der Zusammenhang des dinglichen Andenkens mit frömmigkeitsgeschichtlichen Referenzformen sehr wohl gesehen, allerdings in anderer Richtung. Da die zumeist volkskundliche und kunstgeschichtliche Erforschung der Dingkultur vornehmlich der sichtbaren Evidenz vertraute, folgerte sie, dass die neuen dinglichen Andenken transformierte Reliquien seien, die deshalb Ende des 18. Jahrhunderts auftauchen, weil die Aufklärung als Säkularisierung in allen Bereichen greift.[27] Dieser Ansatz, der Tenor auch der neueren kulturwissenschaftlichen Forschung geblieben ist,[28] kann freilich manche Plausibilität für sich einfordern.[29] Im Sprachgebrauch um 1800 lässt sich beobachten, dass der Begriff »Reliquie« mitunter synonym mit dem des »Andenkens« Verwendung findet. So wird zum Beispiel zur Versteigerung der Bibliothek des gerade verstorbenen Johann Gottfried Herders darüber mit der Aussicht gelockt, man

25 *Wellbery*, Stimmung, S. 705.

26 Walter Benjamin, Zentralpark, in: Ders., Gesammelte Schriften, hg. v. Rolf Tiedemann u.a., Bd. I / 2, Frankfurt a.M. 1974, S. 681.

27 *Gisela Zick*, Gedenke mein: Freundschafts- und Memorialschmuck 1770–1870, Dortmund 1980.

28 »Köstliche Reste«: Andenken an Goethe und die Seinen, Ausstellungskatalog Frankfurter Goethe-Museum, Frankfurt a.M. 2002. Als zentrales Ausstellungsstück kann das eindrückliche Beispiel eines umgewidmeten Reliquiars gelten: Die Schildchen mit den Namen der Heiligen wurden umgewendet, um auf die so freigewordenen Flächen die Namen von Dichtern aufzubringen. Ebd., S. 26–27 (Abbildung: S. 28).

29 Visuelle Plausibilität bei anderer Struktur lässt sich gerade an der Andenken-Gattung zeigen, die am augenscheinlichsten auf die Form von Reliquie und Reliquiar zu rekurrieren scheint: der Memorialschmuck aus Haaren. Untersucht man die neue Gattung aus der Perspektive der Literatur, wird deutlich, dass der Akzent nicht auf der dinglichen Präsenz des Spenders sondern auf seiner körperlichen Absenz liegt, was wiederum komplexe Verfahren seiner seelischen Vergegenwärtigung hervortreibt. So konzentriert sich die literarische Reflexion des Haarandenkens auf dessen Gründungsszenen, also auf das Abschneiden und Abgeben des Haares. Das Haarandenken wird vom Schnitt, durch die Trennung vom Körper definiert. Und aus diesem Abgetrenntsein vom Körper bezieht es sein elegisches Potenzial, das ganz im Kontext des empfindsamen Freundschafts- und Liebessemantik steht. Dazu: *Christiane Holm*, Intime Erinnerungsgeflechte. Memorialschmuck aus Haaren um 1800, in: Kritische Berichte 32,1 (2004), S. 29–41; *dies.*, Sentimental Cuts. Eighteenth-Century Mourning Jewelry with Hair, in: Eighteenth Century Studies, Bd. 38, (1) 2004, S. 139–143.

könne auf diesem Wege »ein Andenken, eine Reliquie« des großen Theologen erwerben.[30] Die Säkularisierungsthese und die damit verbundene Affinität von Reliquie und Andenken steht allerdings im Widerspruch zu dem klaren Befund, dass die Entdeckung der dinglichen Andenken nebst der sie begleitenden Andenkenindustrie von protestantischen Ländern und Regionen, vor allem von England, Holland und Schweden sowie von Norddeutschland, ausgeht, die schon seit Jahrhunderten nicht mehr am Reliquienkult teilhaben. Aus dieser konfessionellen Konstellation lässt sich eher vermuten, dass das dingliche Andenken in enger Wechselbeziehung zur protestantischen Andachtspraxis steht. Macht man die Gegenprobe, wenn das Andenken explizit auf die Reliquie mit ihrer frömmigkeitsgeschichtlichen, also katholischen Prägung bezogen wird, so ist von theologischer Seite eine klare begriffliche Differenzierung zu verzeichnen.

Einen aufschlussreichen Grenzfall protestantischer Andenken bilden die »Luther-Devotionalien«, die ab 1841 von der bereits touristisch bestens eingeführten Lutherbuche bei Altenstein gefertigt wurden.[31] Der zuständige Pfarrer Johann Conrad Ortmann, ein emphatischer Befürworter des Souvenirhandels, sieht sich genötigt, mit einer Stellungnahme zu reagieren:

»Man hat die Sache, in Beziehung auf die Lutherbuche, die Werthschätzung des Holzes hin und wieder bespöttelt, lächerlich zu machen gesucht und den Verkauf des Holzes dem Reliquienhandel der katholischen Kirche vergleichen mögen. Aber ich sage – die Spötter haben unrecht und ihr Vergleich mit dem Reliquienhandel in der katholischen Kirche hinkt zwar sehr. Dort werden Reliquien aufgesucht und verkauft, wohl hier und da nur im edlen Sinne, d.h. aus Achtung und Liebe gegen einen einstigen frommen Erdenpilger; aus Achtung gegen seine Tugenden, zur *Erinnerung und zum Andenken* dessen edlen Gesinnungen und Handlungen. Und wer findet in diesem Sinne einen Stein des Anstoßes, wenn die Gebeine frommer Lebenskämpfer so lange als möglich aufbewahrt [...] werden? – Aber ein anderes ist es, wenn die katholische Kirche das Volk nicht nur in Irrtum stürzet, sondern auch darin erhält, indem sie den Gebeinen und sonstigen Überbleibseln von für heilig gehaltenen Männern und Frauen, wunderthätige Kräfte beilegt; wenn sie lehrt, daß diese oder jene Reliquie, diese oder jene Krankheit heile; daß bloßer Anblick, bloße Berührung einer solchen gesund mache etc. Solche Ansichten kamen gewiß keinem Protestanten in die Seele, der Holz oder einen von der Lutherbuche verfertigten Gegenstand kaufte, nein, ein jeder betrachtete nur *den Gegenstand [...] als eine Merkwürdigkeit, als eine Erinnerung an den großen Mann* Dr. Martin Luther. Und welcher Protestant möchte sich nicht gern an diesen frommen Glaubenshelfer erinnern lassen [...]? Drum möge denn auch in jeder

30 *Johann Gottfried Herder*, Ahndung künftiger Bestimmung, Ausstellungskatalog der Stiftung Weimarer Klassik, Stuttgart 1994, S. 259.

31 *Gerhard Seib*, Die Lutherbuche bei Altenstein und die aus ihr gewonnenen »Luther-Devotionalien«, in: *Ders. / Hardy Eidam* (Hg.), Er fühlt der Zeiten ungeheuren Bruch und fest umklammert er sein Bibelbuch. Zum Lutherkult im 19. Jahrhundert, Berlin 1996, S. 123–128. Zu den Lutherreliquien in übergreifender Perspektive: *Stefan Laube*, Das Lutherhaus Wittenberg. Eine Museumsgeschichte, Leipzig 2003. Dazu auch sein Vortrag »Der Kult um die Dinge in Wittenberg vom Spätmittelalter bis zur Aufklärung«, den er anlässlich des oben genannten interdisziplinären Symposions »Andacht und Andenken« gehalten hat.

Wohnung der Freunde und Verehrer Dr. Martin Luthers ein *bescheidenes Andenken* an ihn aufbewahrt werden [...] auch fernerhin, so lange es möglich, das heißt, so lange noch Holz von der Buche vorhanden sein wird, ein Andenken an Dr. Martin Luther von derselben anzuschaffen, um seine Achtung gegen ihn zu erkennen zu geben und seinen Sinn dadurch an das Höhere und Heilige zu stärken.«[32]

Ortmanns Argumentation basiert auf der Opposition katholische Reliquie versus protestantisches Andenken, Heiligenkult versus Achtung gegen die irdische Leistung, »bloßer Anblick, bloße Berührung« versus »Betrachtung [...] als eine Merkwürdigkeit«, Wunderglaube versus Erinnerung, distanzlose leibliche Vereinnahmung versus distanzbewusstes dingvermitteltes Andenken. Die entscheidende Konturierung des protestantischen Andenkens besteht darin, dass die räumliche Anwesenheit des dinglichen Andenkens mit der zeitlichen Abwesenheit des Angedachten verbunden bleibt, kurz: dass das Andenken allein über seine Erinnerungsfunktion definiert wird. Bei aller visuellen Referenz des dinglichen Andenkens auf die Reliquie unterscheidet es sich in seiner Praxis grundsätzlich dahingehend, dass es sich allein über die Erinnerungsfunktion definiert und den Gegenstand bei aller affektiven Nähe über eine zeitliche Ferne begreift.[33]

Die im Andenken, vornehmlich in komplexen Formen literarischen Andenkens, mitreflektierte zeitliche und räumliche Differenz ist die trefflichste Immunisierungshilfe dafür, nicht nur zur »toten Habe«[34] herunterzukom-

32 *Johann Conrad Ortmann*, Möhra, der Stammort Doctor Martin Luthers und die Lutherbuche bei Altenstein und Steinbach. Ein Beitrag zur Lebensgeschichte Dr. Martin Luthers und seiner Verwanden, o.O., 1844, S. 271–273. [Hervorhebungen Ch. H. / G. Oe.].

33 Mit dem Andenken steht der protestantischen Praxis eine Kategorie zur Verfügung, die die Möglichkeit einer Abgrenzung zum Reliquienkult bietet und als solche problematisiert wird. Aus dieser Konstellation und vor dem Hintergrund der alltäglichen Kulturpraxis des Andenkens entstehen auch raffiniertere Praktiken. Als Beleg für diese Problematisierung kann folgende Stelle herangezogen werden: *Erik Ponttoppidan*, Menoza, ein asiatischer Prinz, welcher die Welt umhergezogen, Christen zu suchen, aber des Gesuchten wenig gefunden. Kopenhagen 1746, III, S. 179:

»Ich nahm meinen Weg über Wittenberg, nur damit ich Cathedram Lutheri, und andere Erinnerungs-Zeichen dieses so hochverdienten Mannes sehen mögte. Man zeigt sowohl zu Eisleben, seiner Geburtsstadt, als zu gedachten W. seine Kammer, Bett-Stelle, Thinte-Faß und andere Kleinigkeiten, die er berührst oder täglich gebrauchet hat. [Diese Dinge werden zwar nicht angebetet, wie die Papisten mit den Reliquien ihrer Heiligen thun, gleichwohl aber kommt die Hochachtung, so man dafür hegt, der Anbetung ziemlich nahe.] Und wie die Schwedische Armee Ao. 1708. in Sachsen stund, schnitten sie als eifrige Lutheraner, von Lutheri Haußrath soviel Späne ab, daß es sich, wie etliche dafür halten, wenn nicht mehr gleich sehen würde, wenn nicht die guten Leute, so es ums Geld zeigen, das, was fehlet, mit quid pro quo zu ersetzen gewust. Ein Doctor Juris aus Halle, der von W. uns Gesellschafft geleistet, [sahe, daß sich Niemand etwas an desjenig stieß, was man von dem hohen Preise der Reliquien Lutheri erzehlte.]«.

Die Passagen in Klammern zum Reliquienkult wurden bezeichnenderweise in der nächsten Ausgabe von 1759 herausgenommen. Für den Hinweis danken wir Christian Soboth.

34 *Walter Benjamin*, Charles Baudelaire: ein Lyriker im Zeitalter des Hochkapitalismus, Frankfurt a.M. 1992, S. 177.

men. Walter Benjamins kritisch-polemische Einschätzung des Andenkens als »säkularisierte[n] Reliquie« ist zuvor strategisch gekonnt eingesetzt, um die von ihm konzipierte Radikalalternative zum Andenken, nämlich das »Eingedenken«, angemessen inszenieren zu können.[35] Diese Definition verengt aber den im 19. Jahrhundert möglichen poetischen Spielraum des Andenkens, u.a. auch seine parallel zum Eingedenken verlaufenden radikalen Formen des Verschwindens und der Selbstaufhebung, wie es z.B. in Wilhelm Raabes »Die Akten des Vogelsangs« (1896) zu beobachten ist.

Immerhin kommt in Benjamins kritischer Analyse die überragende Bedeutung des Andenkens im 19. Jahrhundert zum Vorschein. Im Andenken dieser Zeit glaubt er eine Spielart des Historismus und der »schlechten Unendlichkeit eines Ornaments« fassen zu können.[36] Darüberhinaus ist für Benjamin das Andenken ein Gegenbild der Sprengkraft barocker Allegorie. Benjamin schreibt:

> »Das Andenken ist das Komplement des ›Erlebnisses‹. In ihm hat die zunehmende Selbstentfaltung des Menschen, der seine Vergangenheit als tote Habe inventarisiert, sich niedergeschlagen. Die Allegorie hat im neunzehnten Jahrhundert die Umwelt geräumt, um sich in der Innenwelt anzusiedeln. Die Reliquie kommt von der Leiche, das Andenken von der abgestorbener Erfahrung her, welche sich emphatisch, Erlebnis nennt.«[37]

Die in den Erzählungen des 19. Jahrhunderts (von JohannWolfgang von Goethes »Wanderjahren« über Achim von Armins »Gräfin Dolores« und Bettina von Arnims »Goethes Briefwechsel mit einem Kinde« hin zu Otto Ludwigs »Zwischen Himmel und Erde«, Gottfried Kellers »Das Sinngedicht« und zahlreichen Novellen Theodor Storms) eingefügten Andenken schreiben an gegen die von Benjamin diagnostizierte »schlechte Unendlichkeit eines Ornaments«, die sich als »Inbegriff eines Erlebnisses« zu drappieren versucht, »das im erborgten Kleide der Erfahrung einherstolziert«.[38]

3. Medialität und Temporalität

Die zeitliche Disposition des Andenkens ist nicht nur das Ergebnis einer konfessionellen Positionierung, sondern hängt grundlegend mit der Erfahrung und Reflexion von Temporalisierung zusammen. Als das Andenken in der Empfindsamkeit seine dingliche Neuakzentuierung erfährt, ist es noch mitbestimmt vom theologischen Begriff der »Gegenwart« bzw. der andächtigen

35 *Benjamin*, Zentralpark, in: *Ders.*, Gesammelte Schriften, hg. v. *Rolf Tiedemann* u.a., Bd. I, 2, Frankfurt a.M. 1974, S. 681.

36 *Benjamin*, Über einige Motive bei Baudelaire, in: Gesammelte Schriften, S. 643.

37 *Benjamin*, Zentralpark, S. 681.

38 Ebd., S. 643.

»Ver-gegenwärtigung« einer räumliche Qualität von Präsenz. Wie die Forschungen zur historischen Semantik zeigen konnten,[39] wird »Gegenwart« erst seit den 1790ern temporalisiert, also als die Zeitdimension zwischen Vergangenheit und Zukunft gefasst, so wie sie im heutigen Sprachgebrauch geläufig ist. Martin Heidegger hat diese vormoderne räumliche Qualität des Vergegenwärtigens nicht nur als Vorform des Gedächtnisses, sondern zugleich als eine Form von Andacht beschrieben, als er – in der ihm eigenen Diktion – den etymologischen »Wink[en] und »Weisungen« nachging:

»›Gedächtnis‹ bedeutet anfänglich durchaus nicht das Erinnerungsvermögen. Das Wort nennt das ganze Gemüt im Sinne der steten innigen Versammlung bei dem, was sich allem Sinnen wesenhaft zuspricht. Das Gedächtnis besagt ursprünglich soviel wie An-dacht: das unablässige, gesammelte Bleiben bei … und zwar nicht etwa nur beim Vergangenen, sondern in gleicher Weise beim Gegenwärtigen und dem, was kommen kann. Das Vergangene, das Gegenwärtige, das Kommende erscheinen in der Einheit eines je eigenen *An*-wesens.«[40]

Diese »Weisungen« decken sich mit den Ergebnissen der historischen Erinnerungsforschung, die unter den Bedingungen der Beschleunigung in der Sattelzeit eine Verschiebung vom räumlichen Modell des Speichergedächtnisses zum dynamisierten Erinnern beobachtet hat.[41]

Thesenartig lässt sich resümieren: Andacht und Andenken reagieren gleichermaßen auf die Herausforderung der Temporalisierung. Während die Andacht den vorübergehenden Binnenhalt im zeit- und dinglosen (Innen-) Raum sucht, arbeitet das Andenken mit einer verzeitlichten Medienkonzeption von dinglicher Erinnerung.[42] Diese dokumentiert sich zudem vom Poesiealbum bis zur Freundschaftstasse in einer Andenken-Ikonographie, in der das Grab das Zentralmotiv bildet. Die Beziehungsbezeugungen beschwören also weniger das diesseitige Miteinander als das im Diesseits imaginierte,

39 *Ingrid Oesterle*, Der ›Führungswechsel der Zeithorizonte‹ in der deutschen Literatur. Korrespondenzen aus Paris, der Hauptstadt der Menschheitsgeschichte, und die Ausbildung der geschichtlichen Zeit ›Gegenwart‹, in: *Dirk Grathoff* (Hg.), Studien zur Ästhetik und Literaturgeschichte der Kunstperiode, Frankfurt a. M. 1985, S. 48f.

40 *Martin Heidegger*, Was heißt denken?, Tübingen ²1961, S. 91f. [Hervorhebungen im Original].

41 Vgl. dazu: *Aleida Assmann*, Die Wunde der Zeit – Wordsworth und die romantische Erinnerung, in: *Anselm Haverkamp / Renate Lachmann* (Hg.), Memoria. Vergessen und Erinnern, München 1993, S. 359f.; *Günter Oesterle*, Niederländisches Genre und Kriminalgeschichte. Eine Konstellation: Georg Wilhelm Friedrich Hegel – Karl Schnaase – Annette von Droste-Hülshoff, in: *Roland Berbig* u.a. (Hg.), Zeitdiskurse. Reflexionen zum 19. und 20. Jahrhundert als Festschrift für Wulf Wülfing, Heidelberg 2004, S. 211–224.

Schnaase und Hegel setzen bei der protestantischen Innigkeit mit Interieur an. Es handelt sich um eine Projektion, die darauf zielt, etwas zusammenzubringen, was unter dem Eindruck der Beschleunigungserfahrung gerade als disparat empfunden wird.

42 Vgl. dazu: *Günter Oesterle / Christiane Holm*, Art. Andenken, in: Der Blaue Reiter. Journal für Philosophie 18 (2003), S. 79–80; *Christiane Holm*, Intime Erinnerungsgeflechte, S. 29f.

jenseitige Miteinander. Diese ambivalente Figur von körperlicher Ferne und seelischer Nähe, von Trennungsschmerz und Imaginationslust ist von der Empfindsamkeitsforschung auf die griffige Formel der »erfüllten Absenz«[43] gebracht worden. Entscheidend ist, dass diese erfüllte Absenz zumeist eine medial vermittelte ist, in erster Linie durch die Schrift – wie aber auch, das belegt die überbordende Andenkenkultur vom exklusiven Memorialschmuck aus Haaren bis zum ausgespuckten Kirschkern, – durch andere »Repräsentanzen«.[44] Diese Struktur lässt sich, um der eingangs referierten Reliquienthese zu trotzen, weitaus besser mit der mentalen Grundfigur der protestantischen Andacht erklären, in der die mediale Vermittlung die Aufmerksamkeit bindet, ohne dass sie im Hier und Jetzt des Objekts aufgehen soll. Die räumlich-dinglich präsenten Andachtsmedien fungieren als Vehikel bei der Vergegenwärtigung des Allgegenwärtigen. Bei den empfindsamen Andenken, die sich aus der schriftgeleiteten protestantischen Andacht ableiten, werden die Dinge nicht als reine Zeichen verstanden, die es zu entziffern gilt, denn ihre räumliche Präsenz wird nicht in einem abstrahierenden Leseakt aufgelöst, sondern gerade als schriftimmanentes Dilemma von erfüllter Absenz greifbar.

4. Medialität und Textualität

Ist die Zeitlichkeit ein Differenzkriterium von protestantischer Andacht und Andenken im ausgehenden 18. Jahrhundert, so ist ihre Textualität ein gemeinsames Charakteristikum. Aufschlussreich ist in diesem Zusammenhang Schleiermachers Kritik am dinglichen Andenken:

»Es pflegen nemlich viele Menschen zu einem leblosen Ding, welches mit einem geliebten Gegenstand in irgend einem anmerklichen Verhältniß steht, oder von ihm herrührt, eine besondere Zuneigung zu faßen, weil es ihnen bei aller Gelegenheit das Lieblingsbild ihrer Seele zurükruft. Diese Anhänglichkeit pflegt bei weniger empfindenden Menschen, welche sie blos nachmachen, und sich hernach damit amüsiren in eine ganz zweklose Tändelei, bei tieferfühlenden in Schwärmerei auszuarten. Allein auch in ihrem besten Zustande ist sie ein bald mehr bald weniger schädliches Mißverständniß der Fantasie. Das Band wodurch dieser Gegenstand mit einem höheren Objekt zusammenhängt ist immer nur zufällig und wenn auch ein solches Zeichen seinen Zwek erreicht so wird es immer nur die allgemeinen Züge des Bezeichneten erweken und also nur ein geringes Interesse erregen. Allein bald wird sich die Einbildungskraft sogar *zwingen* müßen, um auch nur dies wenige zu erreichen, und das gibt einen Zustand der Spannung, welcher zur Empfindelei führt, aber der wahren Empfindung nicht günstig ist. Wer es für zuträglich hält, seine Gedanken so oft als möglich auf den Gegenstand seiner Liebe hinzurichten, der gewöhne lieber seine Fantasie ihm in allen

43 *Albrecht Koschorke*, Körperströme und Schriftverkehr. Mediologie des 18. Jahrhunderts, München 1999, S. 241.

44 Ebd.

ähnlichen Fällen die schönen Reden und Handlungen oder auch nur die feinen Züge und Bewegungen seines Freundes zurükzurufen; das ist ein weit zwekmäßigeres reicheres und sittlicheres Hülfsmittel.«[45]

Unmissverständlich speist sich Schleiermachers Kritik des dinglichen Andenkens als »schädliches Mißverständnis der Fantasie« aus einer Kritik der Empfindsamkeit. Zugleich aber lässt sich in dieser Polarisierung von dinglicher Entäußerung versus undinglicher Verinnerlichung, also in der Rückübersetzung des dinglichen zum mentalen Andenken, die nunmehr entdinglichte Andacht als Folie ausmachen. Dieser Bezug zur Andacht wird auch in der wahrnehmungstechnischen Beschreibung des undinglichen Andenkens fassbar, wenn die gedankliche Sammlung und affektive Hinrichtung auf das Andenkenobjekt erläutert wird, sowie in der Beschreibung der Gefahr der Habitualisierung des Andenkens in der »Empfindeley«, die hier deutliche Parallelen zum zeitgleich diskutierten Phänomen der »Andächteley« zeigt. Der zentrale Kritikpunkt jedoch entspringt der zeichentheoretischen Analyse des Phänomens. Das Ding wird willkürlich für einen abwesenden Gegenstand eingesetzt, die Verbindung von Zeichen und Bezeichnetem ist folglich »zufällig« und instabil, was dazu führen muss, dass entweder das Ding in den Vordergrund rückt und zu »Tändeley« wird, oder dass der abwesende Gegenstand eine Eigendynamik in der Phantasie erhält, was zu »Empfindeley« führt.

Ein Brief von Charlotte Schleiermacher an ihren Bruder vom Dezember 1800 lässt sich als eine Antwort auf die Kritik Schleiermachers an der Andenkenpraxis lesen. Denn ihre Feststellung: »auch wohl wahr daß einem nicht nur Menschen – sondern Dinge-Kleinigkeiten ein unnennbares Etwas – oder wehmütige Rückerinnerungen machen können!«[46], – verweist mit ihrer komplexen Mischung von »Wohl und Weh« und ihrem Bezug auf einen höchst vergeistigten Gegenstand (nämlich die »Noten« zu dem Gedicht »Die Ideale« von Friedrich Schiller, das der Bruder ihr ind Poesiealbum geschrieben hatte) auf eine derart hochgradige Filterung, sodass hier eine elegische Artifizialität geradezu gezüchtet wird.

Die protestantische Reflexion der zeichenhaften Verfasstheit des dinglichen Andenkens erzeugt eine hohe Wachsamkeit gegenüber Verdinglichungserscheinungen. Noch in der zweiten Dekade des 20. Jahrhunderts klingt im Briefwechsel Rainer Maria Rilkes mit Ilse Erdmann die Abwehr einer Verdächtigung eines problematischen, weil fetischisierten Umgangs mit den Dingen nach. »Das Wichtighalten und Überheben eines kleinen,

45 *Friedrich Schleiermacher*, Anmerkungen zu Aristoteles: Nikomachische Ethik 8–9 (EA 1788), in: *Ders.*, Kritische Gesamtausgabe, Jugendschriften 1787–1796, Bd. 1, Berlin 1984, S. 8. [Hervorhebung im Original].

46 Charlotte Schleiermacher an ihren Bruder Friedrich, 18. Dezember 1800, in: *Friedrich Schleiermacher*, Briefwechsel 1800. Kritische Gesamtausgabe, hg. v. *Andreas Arndt / Wolfgang Virmond*, Bd. 4, Berlin 1994, S. 333.

an sich unbedeutenden Gegenstandes, das (Aber-) Glauben an ihn – ist mir eine unbeschreibliche Erfahrung«, schreibt Rilke, »und ich habe, solchen Antrieben nachgebend, nie gedacht, daß es sich da um einen Mißbrauch in der eigenen Natur handelt, obwohl ich wußte, wie leicht er, bei der mindesten Erstarrung, sich im Krankhaften fixieren könnte.«[47] Ganz im Sinne von Joseph Halls These aus »Occasional Meditations«, dass Gegenstände nur »zur Hilfe«, als Meditationsanlass zur Verfügung stehen und nicht als Selbstzweck dienen dürfen, verteidigt Rilke das »Unschuldige« der Hilfestellung der Dinge: »Und meinen Sie nicht, daß der Aberglaube (solange er einem wirklich hilft und nicht umgekehrt, als ein Krankes sich von einem bedienen läßt) eben nur *ein Stück Vorglaube* ist, ein Anlauf in den echten Glauben hinein – ach es muß das alles nur lebendig sein, dann hats keine Gefahr.«[48]

Rilkes briefliche Schlusswendung (»Aber Ihre Strenge macht mir auch wieder Lust, aufzupassen, und künftig wird's ein jedes bei mir schwerer haben, sich zu vergötzen.«[49]) könnte rückblickend als Motto für die literarische Verwendung von dinglichen Andenken im 19. Jahrhundert gelten. Sie lassen sich als permanente narrative Versuche lesen, das Andenken gerade nicht als »tote Habe« zu inventarisieren.

Ein frühes Beispiel für den artifiziellen Umgang mit der zeichenhaften, medialen und temporalen Verfasstheit des dinglichen Andenkens liefert eine Schlüsselszene aus einem romantischen Programmtext – Novalis »Heinrich von Ofterdingen«:

»Als sie Abschied nahmen brachte sie mit vielen Thränen ihre Laute zu Heinrich, und bat mit rührender Stimme, sie zu Zulimas Andenken mitzunehmen. Es war meines Bruders Laute, sagte sie, der sie mir beym Abschied schenkte; es ist das einzige Besitzthum, was ich gerettet habe. [...] Nehmt dieses geringe Zeichen meiner Dankbarkeit, und laßt es ein Pfand eures Andenkens an die arme Zulima seyn. [...] Heinrich weinte; er weigerte sich, diese ihr so unentbehrliche Laute anzunehmen: gebt mir, sagte er, das goldene Band mit den unbekannten Buchstaben aus euren Haaren, wenn es nicht ein Andenken eurer Eltern oder Geschwister ist, und nehmt dagegen einen Schleyer an, den mir meine Mutter gern abtreten wird. Sie wich endlich seinem Zureden und gab ihm das Band, indem sie sagte, Es ist mein Name inden Buchstaben meiner Muttersprache, den ich in bessern Zeiten selbst in dieses Band gestickt habe.

47 Rainer Maria Rilke an Ilse Erdmann, 20. März 1919, in: *Ders.*, Briefe aus den Jahren 1914 bis 1926, Bd. 2, hg. v. Rilke-Archiv, Wiesbaden 1950, S. 133–135. Es handelt sich hier um eine Antwort auf zwei Briefe von Ilse Erdmann vom 11. und 13. März 1919, in denen sie von dem emotional geladenen Umgang mit »einem kleinen Stein« und »einem alten Perlenband« berichtet und dabei die Frage nach »falschen Göttern«, »Glauben« und »Aberglauben« problematisiert: »Ich hab nicht gewusst, wie weit ein Fetischismus gehen kann.«: Ein Briefwechsel: Ilse Erdmann – Rainer Maria Rilke, hg. v. *Wilhelm Kölmel*, Waldkirch 1998, S. 143–146, S. 147–149. Für diesen Hinweis danken wir Anna Ananieva.

48 Rilke an Ilse Erdmann, S. 134. [Hervorhebung Ch. H. / G. Oe.].

49 Ebd., S. 135.

Betrachtet es gern, und denkt, daß es eine lange, kummervolle Zeit meine Haare festgehalten hat, und mit seiner Besitzerin verbleicht ist.«[50]

Hier wird die komplexe Textualität des Andenkens in höchster poetischer Verdichtung entfaltet und reflektiert anhand von drei aufeinander bezogenen Dingobjekten: Laute, beschriftetes Haarband und Schleier. Dass Zulima die Laute als Andenken vorsieht, wird allein über ihren Erinnerungswert begründet – »sie schien Euch gestern zu gefallen«. In der literarischen Reflexion der Andenken ist diese Begründung ausschlaggebend und sowohl der Gebrauchswert als auch der Kunstwerk aber auch der Tauschwert können keine hinreichenden Kriterien für ein Andenken liefern. Deshalb finden sich in der dinglichen Andenkenkultur seit der Empfindsamkeit sowohl traditionelle Formen wie kostbare Miniaturen neben Gebrauchsobjekten, die in die alltäglichen Handhabungen eingebunden sind und schließlich ebenso völlig funktions-, kunst- und wertlose Abfallsobjekte wie vertrocknete Blumen oder ausgespuckte Kirschkerne sein können. Die besondere Inszenierung des romantischen Lauten-Andenken besteht darin, dass es bereits schon einmal als solches eingesetzt wurde. Über diese selbstreflexive Doppelung wird offen gelegt, wie die dingliche Erinnerung funktioniert: Erstens ist ein Andenken nicht lesbar, wie die zeichentheoretische Kritik bereits herausgestellt hat, Heinrich hat Zulimas Laute bislang als Laute und nicht als Andenken an ihren Bruder wahrgenommen. Zweitens erhält das Andenken seinen Status über seine Gründungsszene, wie sie im Falle der Laute nacherzählt wird. Ein Andenken ist also nicht allein über seinen Zeichencharakter, sondern vor allem über seinen narrativen Kern bestimmt. Die Unleserlichkeit des Andenkens und seine narrative Struktur eröffnen drittens eine spezifisch poetische Qualität, die sich als Wechselspiel von Verhüllen und Enthüllen beschreiben lässt. Zulima enthüllt die vorgängige Abschiedsszene, die ihre Laute zu einem Andenken machte, und damit kommt sie für Heinrich nicht mehr in Frage. So ist es nur konsequent, dass sie als Gegengabe den Schleier erhält, der dieses poetische Prinzip von Zeigen und Verbergen metaphorisch bündelt. Das von Heinrich geforderte Andenken macht die merkwürdige zeichenhafte Verfasstheit selbst zum Gegenstand: Das Haarband ist sichtbar beschriftet, aber nicht lesbar. Die »unbekannten Buchstaben« erweisen sich nicht nur als Name der Zeichenträgerin, sondern Zulima bedeutet auf arabisch Poesie. Diese Doppelkodierung lässt sich als poetische Selbstreflexion des Andenkens lesen: Das Andenken ist nicht, wie Schleiermachers semiologische Analyse nahe legt, allein als willkürliches Zeichen zu begreifen, sondern diese Willkür ist an Situationen und Geschichten rückgebunden, die die zeitliche Verfasstheit des Andenkens ausmachen. Dem

50 *Novalis*, Heinrich von Ofterdingen (1802), in: Schriften: die Werke Friedrich von Hardenbergs, Historisch-kritische Ausgabe in 4 Bänden, hg. v. *Richard Samuel*, Bd. 1, Stuttgart 1981, S. 238–239.

Andenken selbst schon ist in seiner zeitlich-textuellen Struktur diese Poesie eingeschrieben, wie das Haarband augenfällig vorführt. Das Andenken ist also in mehrfacher Hinsicht von Textualität geprägt. Es ist, und das macht es für die Literatur so interessant, nicht allein erstens über seinen Zeichencharakter, sondern zugleich zweitens über seine Narrativität strukturiert, sowie drittens über die in der Spannung von Zeichen und Zeit gründende Poesie.

Das Haarband ist naheliegenderweise ein traditioneller galanter Liebespfand, weil es Tuchfühlung zum Körper hält. Typisch für das Andenken ist, dass es der textuellen Verfasstheit immer wieder die konkrete haptische Dinglichkeit entgegenhält, da diese in der Gründungsszene ihren Platz behaupten kann. Die von Schleiermacher benannte Gefahr, dass es zur bloßen »Tändeley« mit den Dingen kommen kann, hat ihre Vorläufer in der protestantischen Reliquienkritik (wie sie etwa von Ortmann vorgebracht wurde) und mündet Ende des 19. Jahrhunderts in die Kritik am Fetisch.[51] In der Figur des Überbleibsels, das metonymisch auf das Abwesende verweist, ist prinzipiell diese Möglichkeit mitbedacht. Andererseits wirkt die dingliche Gestalt zugleich als Korrektiv, um dem Vergegenwärtigen eine konkrete Richtung vorzugeben und die Gefahren von »Empfindeley«, bzw. »Andächteley«, oder – im aktuellen Jargon gesprochen – von false memory abzuwenden. Im Falle des Haarbandes wird jedoch auch diese sinnliche Qualität im Zeitlauf greifbar: in glücklicher Zeit im Mutterland, in der Muttersprache eigenhändig bestickt, begleitet das Band Zulima durch ihre weitere Leidensgeschichte und wird von neuen Zeitspuren überlagert, es verbleicht. Allein durch diesen Rückbezug nicht allein auf den Namen der Person, sondern auf ihre Lebensgeschichte, wird einer rein gegenwartsbezogenen Aneignung des Objektes entgegengearbeitet. So lässt sich abschließend und zusammenfassend die These formulieren: Gerade seine komplexe zeitliche und textuelle Verfasstheit einerseits und seine sinnlich-dingliche Gestalt andererseits zwingen das Andenken dazu, sich in seiner sinnlichen Dinglichkeit immer wieder neu im Spannungsfeld von Reliquie und Andächteley bzw. von Fetisch und false memory zu verorten.

51 Die protestantischen Ethnographen des 18./19. Jahrhunderts haben häufig den direkten Bezug des Fetischs zum katholischen Reliquienkult hergestellt. So nutzt C. B. H. Pistorius seine Übersetzung der ersten Fetisch-Monographie, um den katholischen Reliquienkult zu kritisieren. *Charles de Brosses*, Ueber den Dienst der Fetischgötter, Aus dem Französischen übersetzt. Mit einem Einleitungsversuch über Aberglauben, Zauberey und Abgötterey und anderen Zusätzen, Berlin 1785, S. 230f. Zur grundsätzlichen Fetischkritik im 19. Jahrhundert: *Hartmut Böhme*, Fetischismus im 19. Jahrhundert. Wissenschaftliche Analysen zur Karriere eines Konzepts, in: *Jürgen Barkhoff*, Das schwierige neunzehnte Jahrhundert, Tübingen 2000, S. 445–465.